

Die sogenannte Geisteswissenschaft: Willi Bredemeiers Kritik der Informationswissenschaft misstönt schon bei der Ouvertüre.¹

Ein Kommentar von Ben Kaden

Die Schutzzone

In beinahe jedem Erinnerungsraum dürfte sich fern in einer Nische namens Kindheit eine abgezielte Fläche finden, die mit Sand gefüllt ist und darauf ein Gerüst mit Kletterstangen, das sich bestens für Greifspiele eignet, die an einer Stelle entweder im Sandkasten oder im Gerüst einen magischen Ort namens PIX entstehen ließen. Er diente in dieser geschlossenen, hochkonzentrierten und regelgeleiteten Interaktion unter Peers als Refugium. Besonders behände Teilnehmer turnten beim Haschen immer wieder nach ihren Attacken flink zu diesem Hochsitz der Unerreichbarkeit, an dem ein Anschlag zwar möglich war, aber nichts galt. Es war die Schutzzone der Gewieften, ein dem Spiel integrierten und zugleich entzogener Ort.

Etwas ganz ähnliches findet sich im rhetorischen Repertoire von Behauptungsdiskursen. Dort ist dieser Ort aber kein Rückzug, sondern ein vorauseilendes Handeln, das sich als rhetorische Praxis eines buchstäblichen „Haschens nach Wohlwollen“, nämlich *Captatio benevolentiae*, präsentiert. Es ist eine gespielte Bescheidenheit, die den Schreibenden/Sprechenden entweder auf das antizipierte Niveau des Publikums absenkt, um Gemeinsamkeit zu erzeugen oder ihn aus dem Kreis des Publikums hebt, um eine Unterscheidung hervorzurufen. Anlässe zum ersten Einsatzziel sind in der Regel Preisreden. Zur zweiten Option greift man zumeist, wenn man die Schlagkraft eines Eindrucks erhöhen (und sein Gegenüber zugleich etwas in die Defensive rücken) will („Ich kenne mich ja überhaupt nicht mit Musik aus, aber finden Sie nicht, dass die Aria No.5 vom Freischütz instrumentatorisch verdächtig an die Arie der Königin der Nacht in der Zauberflöte erinnert...“) und/oder wenn man nicht sicher ist, ob man nicht zu hoch pokert oder das Publikum und seine Reaktion nicht zureichend abzuschätzen vermag. Was das Gleiche sein kann. Es ist in jedem Fall ein beliebter Schutzmechanismus, ein sprachliches PIX, auf das man sich berufen kann, wenn es schief geht („Wie gesagt, ich habe ja keine Ahnung, Herr Doktor Obermusikrat...“).

Natürlich bleibt als Restchance, dass die vorauseilende Bescheidenheitskundgabe Ausdruck von Ehrlichkeit ist: Eigentlich gehöre ich nicht zu euch, aber hier habt ihr meinen Groschen zum Thema.

¹ Dieser Text steht unter der Lizenz Attribution-NoDerivs 3.0 Unported
<http://creativecommons.org/licenses/by-nd/3.0/>

Die Grenzen der Bescheidenheit

In Bezug auf die auf sechs Lieferungen angelegte „Kritik der Informationswissenschaft. Anmerkungen eines interessierten und besorgten Bürgers mit Common Sense“ des Password-Herausgebers Willi Bredemeiers ist dieser Schwenk in die Rhetorik dahingehend von Bedeutung, dass dieser sich des Mittels nicht nur bedient, sondern zu einem maßgeblichen Baustein des nun verfügbaren ersten Teils macht.

Er klettert in sein PIX über die wunderliche Position des „interessierten und besorgten Bürgers mit Common Sense“², konkretisiert aber den Grund seiner Besorgnis nicht tiefer und spielt die Rolle wenig überzeugend, wenn er zwar eine Dichotomie zwischen Informationswissenschaft und Praxis aufzeichnet – die ihn als Praktiker in die externe Position manövriert – jedoch ein Kompetenzgefälle zwischen Informationswissenschaft und -praxis verneint. Es ist daher nicht ganz absehbar, wohin seine Argumentation führen wird, wenn er als Arbeitsprogramm vorgibt: „Der Verfasser übt im Folgenden Kritik an der Informationswissenschaft, genauer an ihrer gegenwärtigen Praxis.“ Mit ein wenig hermeneutischem Feingefühl lässt sich eine Vermutung aufstellen, worum es gehen könnte: Um die Praxis der Wissenschaft, also die Selbstorganisation und Ausübung der Disziplin – im Gegensatz zur Praxis des Informationsmarktes. In der Überschrift II.1.1 dagegen nimmt das Rollenspiel zusätzlich eine Wendung in den *Pluralis Modestatis*, wenn Willi Bredemeier den gesellschaftlichen Ausgangspunkt für seine Kritik fasst: „Wir, die Steuerzahler, finanzieren die Informationswissenschaft und fragen nach ihrem gesellschaftlichen Nutzen.“ Liegt hier die Besorgnis? Nützlichkeitsdebatten sind gerade in Hinblick auf Geisteswissenschaften seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts so beliebt wie unter der Maßgabe der Wissenschaftsfreiheit problematisch. Politische Willkür ist dagegen, so Willi Bredemeier, für die Wissenschaft in der offenen Gesellschaft kein Problem. Man möchte ihm fast zustimmen, allerdings hat sich bekanntlich letztes Jahr der Heidelberger Appell an einer Gegenexpertise versucht. Es gibt also gerade von geisteswissenschaftlicher Seite durchaus konträre Lageinterpretationen. Für den Bürger Willi Bredemeier ist der Sachverhalt allerdings klar:

„Die Unabhängigkeit der Informationswissenschaft ist nicht gefährdet, wenn sie von externer Seite gefragt wird, warum sie sich vorzugsweise für die Behandlung unbedeutender Fragen entschieden hat.“ (II.2.2.2)

Der Rückzug auf die Außenwahrnehmung ist hier ein leidlich überzeugender Kunstgriff, denn er lässt eine allgemeine Kritik zu, ohne dass man sich mit so störenden Fragestellungen wie den Beurteilungs- und Unterscheidungswerkzeugen von „bedeutend“ und „unbedeutend“ befassen muss. Genauso wenig ist man so verpflichtet, mitzuteilen, gegenüber welchen Phänomenen die „unbedeutenden Fragen“ den Vorzug erhalten. Darauf wird unten noch zurückzukommen sein.

² Bredemeier, Willi (2010) Kritik der Informationswissenschaft. Anmerkungen eines interessierten und besorgten Bürgers mit Common Sense. Online unter www.schreiber-und-schreiberlinge.de/epaper/kritik-der-informationswissenschaft.html

Eine „exogene Kritik“ (II) ist vollkommen legitim. Man muss dann allerdings, gerade wenn man als eine im Fach so exponierte Persönlichkeit wie es Willi Bredemeier zweifelsohne ist zur Fundamentalkritik ansetzt, auch mit einer gewissen argumentativen Raffinesse aufwarten, um sich dem Vorwurf der Hasenherzigkeit zu entziehen. Ansonsten bleibt nämlich gerade auf Seiten der attackierten Vertreter der Diskursgemeinschaft „Informationswissenschaft“ der Eindruck, hier suche jemand in der wissenschaftsfreien Argumentation vor allem die Freiheit von der Bindung an die eigenen Aussagen. Auch das kann man machen. Man relativiert allerdings mit dem Rückzug auf die Laienposition die Geltungschancen der eigenen Argumente erheblich. Genau genommen steuert man geradewegs in die Praxis der Polemik. Auch damit bewegt man sich durchaus im Brauchtum wissenschaftlicher Debattenkultur.

Problematisch wird es in jedem Fall dann, wenn für den Leser nicht mehr nachvollziehbar ist, auf welcher Ebene die in diesem Fall „exogene“ Position zu verorten ist. Wer schreibt? Willi Bredemeier als Informationspraktiker, als Informationswissenschaftler, der sich aus rhetorischen Zwecken in die Rolle des Außenstehenden begibt und somit Sachverhalte aufzuzeigen vermag, die den innerhalb der Gemeinschaft befindlichen Akteuren aus Betriebsblindheit verborgen bleiben, oder der Steuerzahler, der wissen will, was die Disziplin mit seinem Geld anstellt? Oder spricht er hier aus der Perspektive eines Wissenschaftstheoretikers? Immerhin argumentiert er mit Thomas Kuhn und versucht sich an einer entsprechenden kategorialen Zuordnung der Informationswissenschaft im Zweikulturen-Dualismus von Natur- und Geisteswissenschaften.

Dieser vielleicht grundsätzliche Mangel des Textes ist insofern bedauerlich, weil eigentlich mit der Etablierung einer zweiten, blogbasierten informationswissenschaftlichen Publikationskultur, z. B. im Umfeld von beyondthejournal.net die Zeichen ganz gut für die Einlösung dessen stehen, was Willi Bredemeier mit Nachdruck einfordert: eine kritische Selbstbetrachtung der informationswissenschaftlichen Fachgemeinschaft. Dadurch, dass er sich dem in gewisser Weise entzieht, indem er sich vorsorglich vor dem Ausbreiten seiner Argumente als dieser nicht zugehörig erklärt, verwässert er eine mögliche Debatte, schon bevor sie richtig beginnt.

Die Debattenkultur der Informationswissenschaft

Vielleicht empfiehlt es sich, das rhetorische PIXeln ein wenig aus der Aufmerksamkeit zu schieben und die eigentliche Argumentationslinie zu fokussieren.

Die Frage der kategorialen Zuordnung der Informationswissenschaft (in Berlin genau genommen der Bibliotheks- und Informationswissenschaft) ist spätestens seit dem Aufkommen der Dokumentation eine sehr virulente und nie wirklich geklärte: Es handelt sich irgendwie um eine abstrakte und zugleich hoch empirische Metawissenschaft (manche sagen Hilfswissenschaft), deren Gegenstand – vielleicht das als kleinsten gemeinsamen Nenner – die Sammlung, Organisation und Vermittlung von etwas ist, was je nach Sichtweise Daten, Texte, Zeichen, Information, Dokumente oder Wissen umfasst. Walther Umstätter sprach einst im Anschluss an die FID und also aus der dokumentarischen Warte von „Information jedweder Art“.

Die Vielfalt der möglichen Perspektiven von den kulturwissenschaftlichen bis zu den technischen Disziplinen werden orthodoxe Wissenschaftsorganisatoren als Nachteil bewerten, begeisterte Anhänger des Interdisziplinaritätsgedankens dagegen möglicherweise als vorbildhaft einschätzen. Man kann den Status des permanenten *Dazwischen* als Unreife verstehen, oder als Anerkenntnis einer per se ambivalenten Welt. Die Bibliotheks- und Informationswissenschaft ist ein disziplinär bemerkenswert ambivalentes Unterfangen. Letztlich passt sie damit exzellent in eine post-moderne Welt, aber ob die Postmoderne tatsächlich eintrat, noch da ist, oder längst durchschritten wurde, ist ebenso umstritten wie der Status des Faches.

In jedem Fall gibt es einen guten Grund für seine Existenz und wer Willi Bredemeiers ersten Teil der Kritik gegen den Strich liest, wird ihn finden.

Der Text selbst ist allerdings auch argumentativ etwas heikel, was weniger am völlig berechtigten Anliegen des Autors liegt und mehr an der Art der Ausführung.

Sicherlich ist es außerhalb formal-logischer Disziplinen nicht unüblich, durch geschickte Auswahl der Prämissen und Belege die Argumentationslinie auf die These zwangsläufig hinzuführen, obschon der Weg auch anders hätte laufen können. Selbst gegen dieses Verfahren einer Art *Bricolage* ist nichts einzuwenden. Wenn man jedoch das diskursive Handwerk zu goldenen Thesen führen soll, dann bedarf es einer allgemeinen Akzeptanz dieser Praxis in der Gemeinschaft. Ist dies gegeben? Schwer zu sagen, denn es fehlen tatsächlich Beispiele.

Dem Text selbst macht möglicherweise zusätzlich zu schaffen, dass die Debattenkultur der Informationswissenschaft, vermutlich aufgrund der Zwitterposition des Faches, nie entschieden ausdifferenziert wurde. Im Vergleich zu anderen, vorwiegend auf die diskursive Entwicklung und Durchsetzung von Deutungsansprüchen gerichteten Disziplinen gleichen die kulturpraktischen Traditionslinien des informationswissenschaftlichen Diskurses eher dünnen Fäden, die bei solchen Behauptungskonflikten kaum ein tragfähiges Gewebe ergeben. Vielleicht ist es also das stilistisch eher pragmatisch geprägte, technisch-dokumentarische bzw. informatische Erbe, welches informationswissenschaftliche Debatten in der Regel so wenig erquicklich macht.

Womöglich fehlt auch schlicht die Übung: Von der Stärke des hauptamtlich als Wissenschaft betreibenden Personals fällt die Disziplin bedauerlicherweise eher in die Kiste der Orchideenfächer und wo sich nur vergleichsweise wenige Akteure diskursiv begegnen und beschleifen, erblüht gerade der Orchideenhaftigkeit nicht zwingend eine hochentwickelte Argumentationspraxis. Zumal wenn die Konvention des Faches derartige Ansätze nicht gerade goutiert. Gerade wenn das Netzwerk klein ist, die Abhängigkeit dagegen groß, entwickelt man sich eher als Bartleby denn zum engagierten Neuerer.

So ist nicht zuletzt die von Willi Bredemeier unter II. 4 bemängelte Hemmung der wissenschaftlichen Assistenten bei der kritischen Auseinandersetzung mit ihren Vorgesetzten nachvollziehbar. Allerdings stellt sich das Problem Disziplinen übergreifend und mitunter ist es gar keines. Wenn man die Schwächen in den Ansätzen der Doktorväter „am besten kennen müsste“, dann schweigt man sicherlich, sofern diese mit ebenfalls wohlbekanntem persönlichen Schwächen des Vorgesetzten

korrespondieren, aus denen der Assistent vermuten kann, dass diese selbst rein fachliche Kritik nicht umfassend wertschätzen und sich besonders, wenn es um Projektanträge oder Einstellungen geht, an derartige Attacken erinnern. Es mag diese Fälle geben. Wissenschaft ist ein soziales System und wie in allen sozialen Systemen hängt die individuelle Etablierung an einer Mischung aus Kritik und Opportunismus – jeweils zur rechten Zeit.

Andererseits ist aber auch denkbar, dass man als Assistent die Ansätze des Vorgesetzten nicht als schwach, sondern als ausbaufähig empfindet und eher den Pfad des elaborierenden Konsenses (also einer Art Normalwissenschaft) denn den des Kontra einer permanenten wissenschaftlichen Revolution einschlägt.

Unabhängig davon ist es fraglos kein glücklicher Zustand, wenn in den Deutungsdebatten des Faches traditionell entweder eher naturwissenschaftliche Resultate, vorzugsweise bibliometrische Analysen oder betriebswirtschaftliche Aspekte wie Kosten-Leistungs-Rechnungen herangezogen werden. Oder als Alternative nur – wie in diesem Fall – das vermeintlich unhintergehbare Argument des „Common Sense“ bleibt, der in der Wissenschaft immer, aber nicht immer berechtigt, unter dem Verdacht einer Leserbriefexpertise steht.

Der „gesunde Menschenverstand“ hat es oft nicht leicht, besonders nachdem, wie auch Willi Bredemeier mehr oder weniger mit der These der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft bemerkt, die Narrative ihre Deutungshoheit gegen die Messergebnisse verloren haben. Entsprechend wäre eine Wende oder wenigstens stärkere Öffnung der Informationswissenschaft hin zu den Geisteswissenschaften zu begrüßen. Dies ganz im Sinne Odo Marquards, einem Vertreter von „Common Sense“ bzw. Gemein Sinn orientierten Ansätzen in der deutschen Philosophie, der gerade angesichts des Erfolges der exakten Disziplinen, meinte, dass sie desto „unvermeidlicher werden“, „je moderner die moderne Welt wird“. Aber funktioniert die Erweiterung auf dem Weg, den Willi Bredemeier einschlägt?

Die Geisteswissenschaft „Informationswissenschaft“?

Er sieht in seinem Text weniger die Notwendigkeit oder den Wunsch, sondern mehr die Tatsache, die Informationswissenschaft zu den Geisteswissenschaften zu zählen. In Berlin gehört das Fach dann auch wenig überraschend zur Philosophischen Fakultät, wenn auch aus einer anderen Entwicklung heraus. Für Willi Bredemeier ergibt sich die Zugehörigkeit aus der beobachteten und in weiteren Folgen seiner Kritik aus einem Tagungsband abzuleitenden konzeptionsgerichteten Wissenschaftspraxis.

Dieser mangelt es allerdings, so eine weitere Feststellung des Autors, an der Bereitschaft zu einer grundsätzlichen Selbstkritik (vgl. II.3). Die Fähigkeit dazu sollte jedoch das eigentliche Gravitationszentrum einer Wissenschaftsgemeinschaft sein (vgl. II.4). Es ist tatsächlich schwer, etwas dagegen einzuwenden, jedenfalls sofern die Prämisse der elementaren Geisteswissenschaftlichkeit tatsächlich zutrifft. Unabhängig davon ist ein Bewusstsein für Begrenztheit der abgeleiteten Geltungsmuster in jeder Disziplin redlich. Der gängige Ausdruck dafür lautet „wissenschaftliche Bescheidenheit“.

Was Willi Bredemeier in seiner Fundamentalkritik an der Dominanz der Messparadigmata des *Science Citation Index* leider nicht erwähnt, ist, dass das häufig anzutreffende Missverhältnis der Aussagen des Indices und der aus ihnen abgeleiteten wissenschaftsorganisatorischen Schlussfolgerungen in Hinblick auf die Bewertung wissenschaftlicher „Exzellenz“ sowie die Frage nach alternativen Qualitätsindikatoren als Thema in der Informationswissenschaft ziemlich virulent ist. So beschäftigt sich beispielsweise das im Erkenntnisansatz nicht unbescheidene EERQI-Projekt (European Educational Research Quality Indicators) am Berliner Institut mit genau dieser Fragestellung.

Sein Alternativvorschlag, „pragmatische Relevanz als Erfolgsmaßstab wissenschaftlichen Arbeitens“ heranzuziehen, kann jedenfalls in der vorliegenden Einbettung nicht überzeugen, denn er bleibt bemerkenswert unterkomplex bzw. weitgehend unerläutert.

Und aus der Sicht des besorgten Steuerzahlers weckt er noch ganz andere Assoziationen mit einer stereotypen Urteilspraxis, die der Sache Willi Bredemeiers sicher nicht zuträglich ist.

Die Forderung nach einem Erfolgsmaßstab ist generell gerade in den Geisteswissenschaften und vor dem Hintergrund der Wissenschaftsfreiheit alles andere als leichthändig zu beantworten. Wer soll den „Erfolg“ philologischer Forschung beurteilen? Und wiederum: Wie verhält es sich mit der Freiheit von Forschung und Lehre? Die Zuspitzung auf trivialökonomisch gestützte Nützlichkeitsvorstellungen, die man bei Argumentationsformen wie diesen häufig antrifft, hat in der Wissenschaft sehr selten zu tief greifenden Verbesserungen geführt. Gerade die geisteswissenschaftliche Forschungsagenda kann man nur sehr bedingt über Kosten-Leistungs-Rechnungen o.ä. erfassen, lässt sich doch Sinn und Sinnstiftung schwer bilanzieren.

Gleichermaßen problematisch mutet bei Willi Bredemeier die Abwesenheit der Rückspiegelung des Anspruchs an die Fähigkeit zur Selbstkritik auf die eigenen Herleitungen an. Stattdessen schimmern ab und an mattglänzende Ressentiments gegen bestimmte Theoriefelder auf, denen es nicht nur an charismatischer Kraft fehlt, sondern die oft schlichtweg ignorant wirken. Dabei betont er doch gerade, dass eine diskursiv ausgerichtete, also auf der permanenten Konstruktion von Wissensordnungen, Bezeichnungsrelationen und Sinnzusammenhängen beruhende Disziplin nur in sich stimmig funktionieren kann, indem sie sich ihrer Bedingungen bewusst wird und diese permanent mitreflektiert. Zugegeben, er betont ebenfalls, dass er nicht als Wissenschaftler schreibt. Aber wenn man seinen Beitrag nicht als Impulsversuch für die Wissenschaft liest, ist er für die Debatte eigentlich nicht von Belang.

Die einfache Biegung

Und selbst wenn man die Unwissenschaftlichkeit akzeptiert, bleibt man unschlüssig: Aus welcher Position etwa – der des „besorgten Bürgers mit Common Sense“? – erklärt er beispielsweise die Begriffe „Information“, „Macht“ und „System“ für irrelevant? Bricht sich hier ein Plebiszit über die „pragmatische Relevanz“ Bahn? Dann dürfte der von ihm geschmähte Niklas Luhmann gar nicht so schlecht wegkommen, denn seine Publikationen haben auf dem Buchmarkt einen vergleichsweise dauerhaften Erfolg. Auch Max Weber und Michel Foucault finden nach wie vor ihr Publikum und

wollen einfach nicht so richtig aus der Mode kommen. Hier davon zu sprechen, dass Geisteswissenschaften „über keine etablierten Theorien“ neben der des von Willi Bredemeier anscheinend hochverehrten Thomas Kuhns von der „Struktur wissenschaftlicher Revolution“ verfügen, hinterlässt jeden, der ein wenig mit geisteswissenschaftlichen Disziplinen in Berührung kam, staunend zurück.

Spätestens an der Stelle flattert der rhetorische Schutzmantel des „interessierten und besorgten Bürgers“ endgültig davon: „Man lese Niklas Luhmann, wenn dieser sprachlichen Schwulst ablegte und sich bemühte, für alle verständlich zu schreiben.“ Nun verstarb der Systemtheoretiker 1998 und wird diesen Ratschlag kaum beherzigen können. Abgesehen davon erinnert die altbackene Forderung nach dem „verständlichen Schreiben für alle“ an den schmalen Gemeinschatz der berühmten, Ecktisch gefälligen Werturteile mancher Kneipen, zu denen auch das allwissende „Kunst kommt von Können...“ gehört. Das ist keine gute Basis, wenn man sich mit Gesprächspartnern einlassen möchte, deren Hauptberuf das professionelle Differenzieren ist. Selbst wenn man es von einer „exogenen“ Position her versucht.

Soziale Funktionssysteme wie Wissenschaft oder Avantgarde-Kunst sind deswegen in ihren Codes für weite Teile des Publikums unverständlich, weil sie funktionsgemäß hochspezialisiert agieren. Ihre Aufgabe ist vorrangig die Ausübung dieser speziellen Rolle – beispielsweise der Auseinandersetzung mit der Darstellung von Schmuckhandwerk in der holländischen Genremalerei des 17. Jahrhunderts oder einer historischen Analyse von Verwendungsformen des Informationsbegriffs– und erst nachrangig die Vermittlung an ein so allgemein wie möglich vorstellbares Publikum. Dafür bedarf es Vermittlungsinstitutionen und vielleicht ist die Bibliotheks- und Informationswissenschaft an dieser Stelle zu verorten. Das gesamte Feld der Geisteswissenschaften unter ein solches Erfolgsmuster stellen zu wollen, ist dagegen zu eindimensional gedacht.

Unbestritten sollte man nicht nur als „interessierter und besorgter Bürger mit Common Sense“ Kuhn gelesen haben und, wo es passt, anbringen. Aber er bietet eben nur ein Erklärungsmodell mit einem begrenzten Geltungsumfang und in Abhängigkeit von der Betrachtungsperspektive. Warum gerade Kuhn? Warum nicht Foucault? Warum nicht Bourdieu? Heldenverehrung – Bredemeier selbst spricht von „Herosen der Wissenschaftsgeschichte“ – verweist leider genau auf die autoritätsbasierte Wissenschaftspraxis, die es zu kritisieren gilt, selbst wenn es sich um hochsympathische Autoritäten handelt.

Dabei birgt gerade auch Kuhn die Möglichkeit, die Grenzen der eigenen (Normal-)Sicht anzuerkennen und vielleicht erst dann über „irrelevante Sprachspiele“ zu sinnieren, wenn er auch die entsprechende Elaboration durch Wittgenstein zur Kenntnis genommen hat. Ansonsten sollte man sich besser nicht dazu äußern (vgl. Tractatus, 7). Dies wäre auch seinem Anliegen an die Informationswissenschaft nützlich, denn zu seiner Argumentation tragen die schwachen Argumentationsversuche unter II.6.2 nur wenig bei.

Vielleicht doch ein Neubeginn?

Insofern ist schon der erste Teil der Serie in einer Form gehalten, die nicht unbedingt eine viel versprechende Basis für die Folgeepisoden bietet. Dennoch sollte man natürlich diesen die Chance geben, zu überzeugen und vor allem, die Diskussion zu stimulieren. Die wissenschaftstheoretischen Füße jedoch, auf die er sein Erklärungsmodell der Geisteswissenschaften und damit letztlich der Informationswissenschaft stützt, erscheinen recht tönern.

Die Aufgabe der Geisteswissenschaften ist es nämlich gerade nicht, pragmatisch Anwendungen für einen Markt –in diesem Fall einen Informationsmarkt – zu liefern. Ihnen muss es letztlich darum gehen, vielfältige, alternative Erklärungs-, Beschreibungs- und Benennungsmodelle zu entwickeln, die die intellektuelle Wahrnehmungskompetenz einer Gesellschaft schärfen. Auf diesem Weg wirkt ihre Erkenntnisproduktion nicht weniger additiv als die der Naturwissenschaften. Analog zu den Naturgesetzen, die übrigens durchaus ihre Einschränkungen und Widerlegungen erleben können, gibt es genügend geisteswissenschaftliche Theorien, hinter die man schlicht nicht mehr zurückgehen kann. Willi Bredemeiers Unterscheidungsmerkmal der additiven Erkenntnis erscheint nicht sonderlich schlüssig.

Gewiss ist es legitim, sich als „interessierter Bürger“ mit seiner Meinung zu präsentieren. Aber es ist in diesem Fall nicht glücklich, weil er sich auf dieser Basis dem tatsächlichen Fachdiskurs von vornherein entzieht. Seine Prämissen unterstreichen freilich diese Position.

Bei so wackligen Bewertungskriterien drängt sich die Möglichkeit auf, den Status der Informationswissenschaft als Geisteswissenschaft noch einmal zu prüfen. Womöglich ist sie gar keine und die stabile theoretische Konstante des Faches wurde 1948 in Urbana, Ill. festgelegt. Oder ihr Grundstein wurde etwas früher gelegt und mit den Markern *Firstness*, *Secondness* und *Thirdness* versehen. Vielleicht gilt es heute in der Informationswissenschaft als einem Fach zwischen den Kategorien, beide Theorien in Anschluss an den globalemiotischen Ansatz eines Thomas Sebeok oder der Diskursethik von Karl-Otto Apel zu integrieren, wie jedes wissenschaftliche Arbeiten ein ständiges Integrieren und Kombinieren ist. Denkbar ist es jedenfalls.

Die „Kritik der Informationswissenschaft“ ist angesichts der Unklarheit über den Status des Fachs, die gerade der Text Willi Bredemeiers offenbart, mehr als notwendig. Insofern ist er als Impuls wichtig. Aber vielleicht sollte man die Argumente noch in einer anderen Form kumulieren. Eventuell wäre es sinnvoller, die Perspektive selbst zu überdenken und die Informationswissenschaft auch als Informationswissenschaftler zu adressieren.

Einen Grund hat die Informationswissenschaft allerdings durchaus und der wiederum ist tatsächlich geisteswissenschaftlich (nach meinem Verständnis): Sie bietet die Möglichkeit, sich intensiv und systematisch mit einem der ambivalentesten und auf einer Sinnebene ungreifbarsten Grundphänomenen bzw. Erklärungsmodellen der modernen Gesellschaft und umso mehr der Wissenschaft zu befassen: der Information. Wie nützlich das für einen Markt ist, sollte dabei keine vorrangige Rolle spielen.

Berlin, 15.09.2010